

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Umschlag.

Preis des ganzen Jahrgangs von
52 Nummern 8 Thlr. Abonnement
nehmen alle Postämter, Kunst- und
Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Sechsendreißiger Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 9.

Donnerstag, am 26. August.

1852.

Das Leben eines Epheu.

Von
E. Oberg.

Ängstlich war die Sonne hinter den dichten Bäumen des Kirchhofs verschwunden; mit ihr waren auch die Menschen, welche bis dahin zwischen den Gräbern gewandelt, zur Ruhe gegangen. Alles war still, die Ameisen selbst schliefen, die Vögelin hatten sich tief in den Zweigen ein ruhiges Plätzchen gesucht, ihre Köpfchen unter die Flügel gesteckt und waren sanft eingeschlummert. Eine Grasmücke, welche ebenso im dunklen Grün eines großen Cypressenbaumes schlief, wurde durch ein leises Geflüster des Epheus, welcher am Fuße der Cypresse stand, und dessen Ranken den Grabhügel in einem dichten Kranz umschlossen, erweckt und horchte begierig dem Geplauder desselben zu. „Ich war noch sehr jung,“ begann der Epheu zu erzählen, „das Grün meines Kleides war viel lichter als das meiner Mutter, doch nahmen sich die weißen Streifen darauf ganz gut aus. Wir hatten viel geschlafen, denn der Winter war lang; die gute Ulme, in deren Nähe wir ruheten, hatte uns reichlich mit warmen Bettchen versehen, auch der Schnee zog längere

Zeit dicke weiße Gardinen vor, die Mutter erzählte uns viel von ihrer Jugend und von der Großmutter, welche an der Mauer einer Ruine geboren war, deren Vater aber noch die Ritter im blanken Harnisch mit wehendem Federbusch gesehen. Die Geschichten waren so schön, daß der Winter vergangen war ehe wir es dachten. Die Sonne liebte die Bäume, unsere Brüder und uns alle, mit jedem Tage wurde ihre Liebe wärmer, ihre Blicke heißer. Die weißen Vorhänge waren aufgegangen, die Bettchen der Ulme halfen uns die Schneeglöckchen und Himmelschlüsselchen wacker fortschaffen, und bald war es wieder grün und herrlich bei uns. Die Ulme breitete ihre Arme über uns aus, daß wir geschützt waren vor den zu heißen Blicken der Sonne, die Vögelin, unsere lieben Vettern, sangen und plauderten uns vor, denn die Mutter hatte jetzt keine Zeit mehr zu erzählen. Es war gerade an dem Tage, wo wieder ein kleines Schwesterchen geboren war, und neugierig sahen wir Größeren wie es langsam um Mittag die grünen Augen öffnete; noch waren wir alle in Freude besungen, da hörten wir mehrere Stimmen, die von Wesen herrührten, welche man Menschen heißt. Ob die Mutter uns gesagt, daß diese auch mit uns verwandt wären wie die

Ameisen, unsre Mühmen, welche uns so fleißig besuchen, weiß ich nicht. Die Stimmen kamen näher. Es waren hübsche und schlanke Gestalten mit runden Gesichtchen und rothen Bäckchen. Sie lachten und scherzten; die Mädchen nahmen Schneeglöckchen und andre unsrer Schwestern zwischen ihre Finger, ich hörte nur immer einen leisen Seufzer der Blumen und kurz darauf sah ich sie in der Hand der Mädchen. Ich weinte, aber ich konnte ihnen nicht helfen, hielt mich also ganz still, indem ich mich an die Mutter klammerte, damit sie mich nicht sehen sollten, ich fürchtete auch mitgenommen zu werden. Aber nicht lange so legten sie sich scherzend und plaudernd auf die Erde, indem sie die Blumen alle in einen Strauß banden. Unsere Vetter, die Vöglein, hatten uns auch verlassen, es war sehr bang und ich wagte kaum zu athmen. Da wurde mein Kleid ganz hell von einem Scheine, welcher über mir schwebte, es war das Auge eines der Mädchen, doch bald verschwand er wieder. Die Kleine schaute meine Geschwister der Reihe nach an, dann wühlte sie zwischen uns herum mit ihren weißen Händchen, sie entdeckte meinen schlanken Hals, den ich hinter der Mutter verborgen hielt. Ein lauter Freudenruf erscholl aus ihrem Munde, was sie sprach, verstand ich damals noch nicht, aber ich sah angstvoll ihren Bewegungen zu. Ich Unglückliche, die größte von allen, hatte ihr am besten gefallen; sie holte ein blankes Messer aus ihrer Tasche und fing sehr sorgfältig an zu graben, ich fürchtete mich und zog mein Füßchen ein. Doch bald hatte sie ihr Werk vollbracht, sie legte das Messer weg und umfaßte meinen Leib mit ihren gelenkigen Fingern und zog mich, daß alle meine Nerven zuckten; ihre Kraft war stärker als die meinige, mein Anklammern an Mutter und Geschwister half mir nur kurze Zeit, da hörte ich leise Seufzer von allen, die mich umgaben, ich selbst aber empfand einen furchtbaren Schmerz wie ich ihn nie wieder gefühlt habe, ich sank erschöpft in die Arme meiner Mutter, welche mich herzlich küßte, da schlossen sich meine Augen. Als ich sie wieder öffnete war die gute Ulme, meine geliebte Mutter, Geschwister, Alles verschwunden; ich war allein. Meine Füßchen hatten sie in einen engen grauen Scherben gesteckt, meine Arme an einen Draht gebunden. Ich sah nur immer das junge Mädchen wieder,

sie gab mir alle Tage zu trinken und war sehr freundlich. Alles Grün war verschwunden, rings um mich war Alles grau. Die Augen der Sonne sah ich auch nur selten und diese liebte ich doch so, wenn sie durch die grünen Hände der Ulme blickte. Ich stand an einem Fenster, die hohen Häuser gegenüber verdeckten die Sonne; da war ich sehr traurig und hing lange Zeit das Köpfchen.

Als ich aber sah, daß all mein Trauern nichts half, ich doch nicht wieder zu meinen Geschwistern kam, schlug ich mir den trüben Gedanken aus dem Sinn; ich war von früh an sehr heiter gewesen. Ich bemühte mich nun die Sprache des Mädchens zu verstehen, darüber ging lange Zeit hin, aber ich lernte es doch. Das Wasser schmeckte mir und so sehr ich mich auch nach der Heimat gesehnt hatte, war ich im Winter doch froh, nicht draußen frieren zu müssen, denn manchmal hatten die weißen Vorhänge gesehnt und wir hatten recht gezittert vor Kälte.

Meine Herrin war aber, wie ich später erfuhr, sehr arm, ihre Mutter brachte ihr stets Arbeit und wenn sie des Morgens Alles abgestäubt und in Ordnung gebracht hatte, wenn sie auch mir zu trinken gegeben, setzte sie sich neben mich und arbeitete sehr fleißig, indem sie hübsche Lieder dazu sang. Abends ging sie wohl öfter mit ihrer Mutter aus, und ich konnte mich dann ungestört umsehen.

Die Stube war klein und nicht sehr hell, aber ich hatte den besten Platz. Ich war sehr gewachsen und sie hatte meine Arme um ein altes Bild geschlungen, welches sie aber sehr zu lieben schien, wie sie auch mich liebte. Kehrete sie zurück, hatte sie oft einen Strauß Feld- oder Waldblumen in der Hand, steckte diese in ein Glas frisches Wasser und setzte sie mir gerade gegenüber. Wenn alle dann zu Bett waren, so fingen wir an zu plaudern und des Geschwäzes war kein Ende. Des einen Morgens kam ein anderes Mädchen zu meiner Herrin; sie hatte aber viel prächtigere Kleider an als diese, sie erzählten sich viel, lachten und scherzten, endlich übergab die schöne Dame meiner Herrin ein Packet, als diese es öffnete war es ein neues Kleid. Ich hatte wohl gehört, daß sie eines sehr nöthig brauche und freute mich mit ihr. Sie fiel ihrer Freundin um den Hals und jubelte laut, indem sie entzückt in der Stube herumhüpfte. Als das vorüber war, kam

das Gespräch auf mich, meine Herrin zeigte mit stolzen Blicken meine schönen Gewänder, die vom dunkelsten bis zum hellsten Grün schattirt waren. Das war ein Jubeln und Freuen, sie pries mit lauten Worten meine Schönheit, sie hatte so etwas noch nie besessen, es gefiel ihr vorzüglich, daß meine feinen Arme das Bild umschlangen; ihre letzten Worte waren, ach hätte ich doch auch einen so schönen Ephen. Es möchten Wochen, Monden vergangen sein, da hörte ich eines Abends meine Herrin sagen: „ach Mutter, die Marie ist doch so gut immer gegen uns gewesen, in aller Noth hat sie uns geholfen, wie reich hat sie mich erst vor kurzem beschenkt und ich Arme konnte ihr nie etwas geben: alle Weihnachten ging ich schwer beladen von ihr und mußte immer mit leeren Händen an ihrem Geburtstage zu ihr kommen. Ach Mutter, das hat mir oft sehr weh gethan!“ Die alte Frau nickte traurig mit dem Kopfe. „Du hörtest neulich wie ihr der Ephen so gefiel, morgen ist ihr Geburtstag, es ist das Einzige, was ich besitze, was ihr Freude machen kann, Mutter, ich will ihn ihr schenken.“ Sie konnte nicht mehr sprechen, denn Thränen ersticken ihre Stimme. Ich hatte sie bei allen Entbehrungen nie weinen sehen und jetzt weinte sie um mich. Ach, wie schmerzte mich das und dann sollte ich fort von dem lieben Mädchen, das betrübt mich sehr und ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Am frühen Morgen stand meine Herrin vor mir, ihr Auge glänzte, aber nicht so wie ich es das erstemal gesehen, es waren Thränen, welche ihr diesen Glanz verliehen. Sie löste meine Arme von dem Bilde los, wusch mit klarem Wasser mein Kleid recht sauber und band mich fest an Drath, indem sie meine Arme mit einem Reif umwandt.

Auch den Scherben, in dem meine Füßchen staken, kehrte sie sorgfältig ab, band ein weißes glattes Papier darum und nachdem auch sie sich geschmückt hatte, nahm sie mich in ihre Arme. Meine Blicke glitten traurig Abschied nehmend durch das kleine Zimmer, indem sie zu ihrer Mutter sagte: „ach liebe Mutter, wenn ich nur nicht weinen muß.“ Diese entgegnete freundlich: „das wirst Du doch nicht, was man gibt, muß man auch gern geben.“ Und sie streichelte freundlich ihrem Kinde die Wangen. So schieden wir, meine Hände

winkten die letzten Abschiedsgrüße der guten Alten zu, das Mädchen aber eilte schnell von dannen, sie hatte keine Ahnung, daß ich ihren Schmerz theilte.

Unter den vielen Blumen und prächtigen Geschenken stand auch ich bald auf dem mit seinen Decken behangenen Tische. Ich sah Stickereien, Goldsachen mit schimmernden Steinen besetzt, welche mich blendeten. Trotz allen Herrlichkeiten war Mariens Freude sehr groß, als meine Herrin mich ihr übergab. Sie schien das Opfer, welches ihr diese brachte, zu erkennen, denn sie küßte sie herzlich und ihre Augen strahlten. Mein Herz zitterte, als meine Herrin, ehe sie ging, noch einmal leise zu mir geschlichen kam, daß es Niemand bemerken sollte und wehmüthig von mir Abschied nahm. Sie sprach aber so leise, daß ich es nicht hören konnte, ich reichte ihr meinen kleinen grünen Finger zum Abschied, aber sie schien es nicht zu sehen. Die Menschen können doch wohl nicht mit uns verwandt sein, denn sie verstehen uns ja nicht. —

In dieser neuen Heimat ging mir's anfangs sehr gut, ich bekam bald für meine Füßchen weiße mit Gold bemalte Schuhe, welche mir viel besser gefielen als die alten grauen. Im Winter hatte ich viel Gesellschaft, ich lernte neue Bettern und Basen kennen, die ich draußen bei der Ulme und auch in der kleinen Stube nie gesehen hatte. Sie hießen Camellie, Hyazinthe, Tulpe, und hatten sehr schöne farbige Kleider an, roth, gelb, blau und weiß. Anfangs thaten sie sehr stolz gegen mich, aber ich lernte es ihnen bald ab und streckte mich alle Tage mehr, um ihrer Größe gleich zu kommen, was mir auch bald gelang, dann waren sie auch freundlicher mit mir.

Als ich aber so groß geworden war und meine Arme über den Reifen hinaushingen, kam eines Morgens ein Mann, der eine große Laube brachte, er stellte sie in die Ecke des Zimmers und schob ein kleines rothes Sopha darunter. Man setzte mich in die Laube und die rosenrothen Finger meiner Gebieterin schlangen eilig meine Arme von dem Reifen los und wandten sie zwischen die Laube. Freilich stand ich nun nicht mehr im Fenster und konnte die Straße nicht sehen. Ich schmollte darum einige Tage, aber die Laube fing mir bald an zu gefallen; ich konnte jetzt höher klettern, wenn ich mich gut anhielt und wacker streckte wie alle diese

stolzen Bettern; und ich bemühte mich den höchsten Gipfel zu erreichen. Damit hatte ich viel zu thun, die Menschen gingen hin und wider, ich bemerkte es kaum.

Marie hatte große Freude über meinen Fleiß und wenn sie in der Laube saß, ihr blondes Lockenköpfchen an mich lehnte, daß ich fühlen konnte wie zart und weich ihr Haar war, da flog oft ihr Blick von dem schönen Buche, welches sie in der Hand hielt, auf zu mir und glitt mit Wohlgefallen an mir herab. Es kamen mehr Menschen, als ich bei meiner ersten Herrin gesehen; nur des Mittags verließen sie mich alle und gingen in das Nebenzimmer.

Ich wollte gern wissen, was sie da wohl thaten; ich bog mich sehr vor, konnte aber nichts sehen; am nächsten Tage aber gelang es mir, ich lugte durch die Thürspalte und sah, was ich alle Tage sonst gesehen hatte, ohne mich so bemühen zu müssen. Sie aßen; ich sah vielerlei Schüsseln mit schönen Sachen, nur eine meiner armen Anverwandten, die ich alle Tage auf dem Tische meiner ersten Herrin gesehen, die Kartoffeln sah ich nicht.

Sie tranken, scherzten und lachten, aber ich sah sie vor dem Essen nie die Hände falten, ihre Augen niederschlagen und laut beten, wie ich es gewohnt war. Nach kurzer Zeit war meine Gebieterin nicht mehr allein bei mir. Setzte sie sich in die Laube, bot sie auch den zweiten Platz einen hübschen jungen Mann an. Da habe ich manches trauliche Gespräch belauscht, manchmal meine grünen Händchen zurückgebogen, daß der Mond in vollem Glanze die liebliche Braut überstrahlte. Eines Tages hörte ich viel Lärm im Hause, die Mutter erschien prächtig gekleidet im Zimmer, dann kam Marie, sie war sehr schön. Ein weißes Kleid umfloß wie eine Wolke ihren zarten Leib, ein grüner Kranz bedeckte ihre Locken, wie freute ich mich, daß er bloß grün war. Ihre Mutter schloß sie in ihre Arme und weinte, ich verstand es nicht, warum sie so traurig war, da Mariens Auge durch alle Thränen doch heute funkelte wie nie. Sie kam auf mich zu, nahm einige Blätter, wie sie es nannte von meinem Kleide und band sie zwischen einen Strauß Blumen, den sie an den Busen steckte.

Obwohl es mir Schmerz verursachte, als sie

mir die Blätter abriß, freute ich mich doch, daß sie mich nicht vergaß. Bald darauf kam der Vater mit dem jungen Mann und legte Mariens Hand in die seinige; so gingen sie fort und ließen mich ganz allein, es war darauf sehr still im Hause, später erfuhr ich, daß es eine Hochzeit gewesen. Andern Tages kamen zwei Männer, hoben mich mit der Laube in die Höhe und trugen mich fort. Durch viele Straßen ging der Weg, bis sie mich in einem schönen Hause in die Ecke eines Zimmers niederstellten. Hier vergingen die Tage heiter und ruhig, die Mutter sah ich nur selten, da Marie mit ihrem Gemahl meist allein war. Eines Morgens nahmen sie das kleine Sopha weg und stellten eine Wiege, wie sie es nannten, in die Laube. Ein zartes Kind lächelte mich mit seinen blauen Augen an, ich bemühte mich sehr, meine Händchen schirmend darüber zu breiten, daß die Blicke der Sonne das Kind nicht heiß trafen; ich wußte ja, wie es die Ulme gemachte hatte, als ich noch klein gewesen. Aber wo war meine Herrin? Ich sah sie nicht mehr.

Am Morgen eines heitern Maientages bog sich der Gemahl Mariens weinend über die Wiege, indem er traurig sagte: Du armes Kind hast keine Mutter mehr. Ich zitterte. Maria die schöne, reizende Maria war todt. Ich sah nichts als Thränen und hörte nichts als Klagen und Seufzer, o das waren schwere Tage.

Kurze Zeit darauf band der Herr mich von der Laube los, die Wiege mit dem Kinde war zu der Großmutter gebracht worden.

Wieder trug man mich durch lange Straßen und Alleen, bis man mich hier an dem Grabe meiner geliebten Herrin niederließ. —

Jahre sind vergangen, ich habe sie treu bewacht, sanft mit meinen grünen Gewändern zuge deckt, ihr wißt es meine Kinder. Gestern war der Herr wieder da, er hatte das kleine Mädchen an der Hand, das ich in den ersten Tagen geschirmt.

Es freute mich sehr, daß ich es noch einmal sah, denn ich hörte, als er mit dem Gätiner sprach, daß er in ein andres Land gehe. Er will ein Andenken von dem Grabe seiner geliebten Marie mit sich nehmen und dieses Andenken soll eines meiner Kinder sein. Welches er also von euch wählen wird, das gehe geduldig mit ihm, wie wehe es uns

auch thut, und diene ihm treu wie ich ihm gedient habe.

Darum habe ich euch heute die Geschichte meines Lebens erzählt, bewahrt auch die eurige, merkt euch den Ort eurer Geburt, daß ihr euren Kindern auch einst erzählen könnt; und nun legt euch schnell schlafen, der Morgen graut schon, ihr braucht aber an diesem Tage neue Kräfte, denn der Abschied strengt an.

Hier schwieg der Epheu. Leise deckte er seine Kinder zu, indem er sie alle küßte. Als die Sonne kam, fand sie viele helle Tropfen, die sie eilig aufzog, die Kinder sollten nicht sehen, daß die Mutter geweint hatte. Die Grasmücke aber steckte schnell ihr Köpfchen wieder unter die Flügel, den veräumelten Schlaf nachzuholen.

Herr Sjemas.

Bilder aus dem Leben eines jungen polnischen Edelmanns aus dem vorigen Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

5. Berge kommen mit Bergen nicht zusammen, wohl aber ein Mensch mit dem andern.

Die letzten Lichter einer festlichen Beleuchtung, welche zu Ehren der jungen Frau Fürstin nach ihrer Rückkehr von Pulaw nach Lancut veranstaltet worden, flammten noch in lebendiger Glut; nur hie und da verloschen einige Lämpchen im Nachtwind. Nach der Ankunft der jungen Fürstin war in Lancut große Gesellschaft, ein Banquet, ein Feuerwerk mit Sinnbildern und flammenden Buchstaben, und Matthischen Herz hüpfte vor Freuden und sein Auge wollte sich gar nicht wegwenden von all den neuen, herrlichen Sachen.

Es war Mitternacht; in den Schloßsälen tönte die Musik zu Quadrillen und zu der ehrbaren Menuett, und die Klänge widerhallten in dem weitläufigen Garten. Nachdem Matthischen in den Tanzsälen, wohin er als Hofdiener freien Zutritt hatte, an dem reizenden Anblick des schönen Geschlechtes, das gleich lebendigen Blumen durch den Saal hinschwebte, sich gesättigt, ging er in den Garten hinab, um sich in der Kühle der Juninacht,

die von Millionen Sternen durchfunkelt und vom zartesten Blumenduft durchwürt war, zu erfrischen.

Bei einer so zahlreichen Zusammenkunft von Gästen konnte der Garten nicht leer sein, und Matthischen begegnete alle Augenblicke Jemandem auf seinem Spaziergange. Hier lief ein junges, vom Tanz erhitztes Fräulein heraus, um sich in der langen Lindenallee abzukühlen; dort ging ein junger aufgepukter Junker vorüber, um im dunklen Schatten eines Boskets von seinem Ballherub ungestört träumen zu können; da lief wieder ein Lakei mit einer von der fürstlichen Tafel aufgesuchten Bouteille in des Gartens entferntesten Winkel, um sie auf die Gesundheit seiner Garderobe-Göttin zu leeren; — nur Matthischen lustwandelte ohne eine bestimmte Absicht, und der Zufall oder das unerforschliche Geschick im menschlichen Leben führte ihn auf einem schmalen Wege zu einem baumbeschatteten Hügel, wo eine schöne Aussicht auf einige Gartenpartien sich öffnete. Auf zwei Stühlen dort sah er im Mondlicht etwas Weißes schimmern. Matthischen, obwohl er von seiner Mutter her noch an Gespenster und andere überirdische Wesen glaubte, erkannte bald aus dem fröhlichen Gelächter, daß die zwei weißen magischen Gestalten körperbegabte Wesen seien, und weil er bereits durch ein mehrmonatliches Verweilen an einem so prachtliebenden Hofe, wie der von Lancut war, seine frühere Schulschüchternheit abgelegt hatte, schlich er sich auf einer Seite des Hügel hin, von welcher aus er wie von Ohngefähr vorbeigehen konnte. Er nahm sein viereckiges Mützchen ab, und machte den sitzenden Frauen ein höfisches Kompliment; da er aber auch die Kühheit hatte, ihnen in die Augen zu blicken, traf ihn plötzlich eine gewisse Erinnerung und er blieb wie angenagelt stehen. Hierauf schrie eine der Jungfrauen vor Erstaunen auf und Matthischen erkannte in ihr seine längst bekannte Nachbarin, die Jungfrau Zwanicka, jene liebreizende Hedwig, die er seit der Zeit des Dialogs traurigen Andenkens in Sandomir nicht gesehen hatte.

„Herr Sjemas!“ schrie die Jungfrau im freudigen Erstaunen auf.

„Jungfrau Zwanicka!“ rief mit gleicher Freude Matthischen.

„Was macht Ihr, Herr, in Lancut?“

„In bin Hofbeamter des durchlauchtigen Fürsten Marschall. Und Ihr, Fräulein?“

„Ich bin Gesellschaftsfräulein der Fürstin.“

„Also wohnen wir an Einem Hofe. Dies freut mich ungemein; denn Ihr erinnert mich, Fräulein, an das Haus meiner Eltern, wo ich Euch in der Ferienzeit so oft gesehen habe.“

„Und Ihr, Herr, ruft mir die Jahre meiner Kindheit in's Gedächtniß zurück, wo wir mehr als einmal mit einander blinde Kuh spielten.“

„Wiewohl man mir die Augen gut verbunden hatte, habe ich Euch, Fräulein, doch immer gefangen.“

„Und erinnert Ihr Euch noch, Herr, an jenes Büchlein in der Kirche? Verzeiht, daß ich es noch nicht zurückgestellt habe.“

„Das hat nichts zu sagen; es bleibe zu Euren Diensten, Fräulein!“ sagte Matthischen mit gedämpfter Stimme, und seufzte unwillkürlich, denn schmerzlich kam ihm der schwarze Kaffee beim Priester Rektor in die Erinnerung zurück.

„Wart ihr, Fräulein, im Tanzsaal?“ fragte der Jüngling nach einer Weile, indem er die unangenehme Erinnerung zu verscheuchen trachtete.

„Unlängst bin ich mit meiner Freundin von dort weggegangen, um mich abzukühlen.“

„Ich that desgleichen.“

„Ich habe Euch dort nicht gesehen; sicher tanzt Ihr nicht!“

„Menuett kann ich nicht tanzen; deshalb sah ich nur von Weitem zu.“

„Die gütige Frau Fürstin hat uns erlaubt, gegen das Ende des Balls, sobald die vornehmeren Gäste auseinandergegangen, den Mazur und Krakowiaß zu tanzen.“

„Wenn Ihr mich nicht verschmäht, Fräulein, wage ich es, Euch um einen dieser Tänze zu bitten.“

„Von ganzem Herzen; es wird mir sehr angenehm sein mit Euch nach alter Bekanntschaft zu tanzen.“

Diese und ähnliche Gespräche führten sie neben einander sitzend, und dann im Garten sich ergehend. Zufällig berührten sich ihre Hände; Matthischen ließ nicht los; denn es war ihm sehr angenehm, und Jungfrau Hedwig zog ihr Händchen nicht weg. Es geschah, daß Beide, wie durch Sympathie geleitet, sich die Hände drückten, und Matthischen,

als ob ihn Jemand auf hundert Pferde gesetzt hätte, voll Freude und aufgeweckter Laune, würde die ganze Nacht mit der Jungfrau Truchsessin, die ebenfalls nicht sehr eilte, zugebracht haben, wenn sie nicht die Freundin aufmerksam gemacht hätte, daß der Krakowiaß bereits gespielt werde.

Alle Drei eilten nun mit schnellen Schritten über die erleuchtete und mit Blumen verzierte Treppe in den Saal, wo die Töne des Volkstanzes rauschten. Ohne Bedenken mischten sie sich unter die Tanzenden, und der junge Sjemas mit der Jungfrau Iwanicka nahmen sich recht hübsch im Paare aus, vorzüglich als im Krakowiaß an ihn die Reihe zu singen kam. Er trat mit ihr aus dem Kreise heraus, und durch Wein und die Augen des schönen Mädchens erhit, stampfte er mit dem Fuße und sang:

Schmilzt der Schnee im Winter, und die Blätter bleichen:
Doch mein Herz wird stets und stets für Dich sich gleichen.

Schnell durchtanzten sie den Saal, blieben neuerdings vor dem Chor der Musikanten stehen, und die Reihe kam an Jungfrau Hedwig; diese sträubte sich zwar ein wenig, mädchenhaft verschämt, und bedeckte spröde mit dem Fächer ihre Wangen; endlich aber durch die Bitten der sie umringenden Jugend bewogen, sang sie erröthend und mit einem scherzhaften Blick auf ihren Tänzer, also:

Deinem Worte, Du, mein Ritter, will ich trauen,
Daß Du mich vergnügen willst zum Tagesgrauen:
Und da Deine Eid' so heiß der Liebe galten,
Wirst vielleicht vier Wochen mir doch Treue halten.

Matthischen's Gesicht verfinsterte sich, und Zorn und Scham röthete seine Wangen; die Gesellschaft aber brach in ein lautes Gelächter aus, und seitwärts rief Jemand: „Bravo!“ Alle blickten dort hin, und erkannten den Fürsten Marschall, der seine junge Gemahlin begleitend, in dem Gewühl der fröhlichen Hofleute verborgen und von ihnen nicht bemerkt, ihrem ungezwungenen Jubel zugehört hatte. Die Gegenwart des Fürsten unterbrach den Tanz, aber nicht auf lange; denn durch die Güte der Herrschaft aufgemuntert, kehrten sie zu ihrem Vergnügen zurück, das aus dem herrschaftlichen Keller reichlich unterstützt wurde. Mit Tanz und Lustbarkeit verfloß auf diese Art die ganze Nacht, und trotz des einstweiligen Mißverständnisses, das aus dem schalkhaften Einfalle des Mädchens

entsprungen war, knüpfte sich zwischen Matthiſchen und Jungfrau Hedwig Iwanicka ein zärtliches Band, was vorzüglich durch die Umstände unterflügt wurde, daß ſie aus Einer Gegend waren, daß ſie ſich als Kinder ſchon kannten, und daß ſie jezt Beide, er als Hofdiener, ſie als Geſellſchaftsfräulein, faſt nichts zu thun hatten, — und der Müſſiggang bei einem ſorgenfreien Leben iſt ein mächtiger Helfershelfer der Liebe.

6. Der Nebenbuhler.

Es verfloſſen einige Monate, der Herbit und Winter ging vorüber; mit der Rückkehr der Lerchen entfaltet ſich der Blumenflor, und die Liebe unſerer Liebenden wuchs langſam zwar, ſchlug aber immer feſtere Wurzeln. Sie war ſchon beſiegelt mit dem traulichen Wörtchen Du und mit dem erſten Kuſſe, der einer Bresche gleicht, welche die Eroberung einer Feſtung erleichtert. Wehe dann dem verſchanzten Feind, wenn der Sieger, mit der erſten Beute ſich nicht begnügend, zudringlicher wird; nicht lange widerſteht die Feſtung mehr, ſie fällt, und der glückliche Sieger pflanzt binnen Kurzem auf ihren Mauern ſein Siegesbanner auf.

Es geſchah nichts dergleichen mit Herrn Matthias — denn wie dürfen den muthigen Jüngling nicht mehr Matthiſchen nennen. Langſam eroberte er die erſte Liebesbeute, und hielt ſich ſtets in den Grenzen der Ehrbarkeit; deſhalb blieb auch ſeine Liebe ohne Wahnsinn, ohne unangenehme und bittere Folgen, und bereitete nur unſchuldige und einem unverdorbenen Herzen um ſo angenehmere Freuden. Zum Glück der liebenden Jugend gab es damals weder eine George Sand, noch einen Balzac, welche die feurige Phantaſie erhitzen, und „der ſeiner Leonilda treue Kolerander,“ das einzige verliebte Buch, das Matthias geleſen, war nicht geeignet zu böſen Thaten zu verführen; denn da es nicht Gift in einem goldenen Becher reichte, lockte es auch Niemanden zum Trinken deſſelben. Das Aeußerſte, was er ſich erlaubte, war, daß er Jungfrau Hedwig hat, mit ihm heimlich in den Garten zu gehen, und ein Abendſtündchen in einem vertraulichen Geſpräche zu verplaudern, ſo unſchuldig und rein, wie die ſternbeſäete Himmelswölbung, oder der Strahl des Mondes, welche der einzige Zeuge ihres unſchuldigen Koſens, ſich nicht einmal

über ihnen umwölkete. Dies war ohne Zweifel das reinſte Paar im Garten von Lancut, denn an einem ſo berühmten und mit Fremden angefüllten Hofe fehlte es nicht an verliebten Geſchichten, weſhalb die reine Luna ſich oftmals hinter dunkle Wolken barg, um lieber nichts zu ſehen, als die werktäglich gewordene Scene Aktäons.

Schon über eine halbe Stunde hatte ſo im Schatten eines erblühenden perſiſchen Hollunderbaumes der junge Sjemas auf das Mädchen ſeines Herzens geharrt; die Minuten ſchienen ihm Stunden zu ſein, und ſie kam noch immer nicht. Auf der Schloßuhr ſchlug es Zehn, und ſie war noch immer nicht da! Hundertmal hatte der junge Liebhaber den Gang, der zu dem heimlichen Bosket führte, durchſchritten, und alle Blätter der Hollunderſtaude gezählt, jedes Rauſchen der Blätter hielt er für das Echo ihrer leiſen Schritte; und ſah ſich immer getäuſcht! Aus Langeweile und aus Ungeduld ſtrich er ſeinen Bart, oder klimperte mechanisch an ſeiner kurzen türkiſchen Karabela*), ohne welche er, als ein wahrer Edelmann, nicht einmal zum Liebesſtellschein ausging. Plözlich hörte er ein leichtes Stampfen einer im Galopp laufenden Perſon, und das erhihte, wie vor Angſt glühende Mädchen fiel gleich einer durch den Geier aufgeſcheuchten Taube in ſeine Arme, und barg die furchtgebleichte Wange und den hoch wogenden Buſen an ſeine Bruſt. Der helle Mondſtrahl beleuchtete eben ihre Wangen und zerzausten Haare, wie auch das losgeknüpfte Tüchlein; bei dieſem Anblick vergaß der Jüngling ſeiner Geliebten Vorwürfe zu machen, und etwas Unangenehmes ahnend drückte er ſie an ſein hoch klopfendes Herz, um die Geängſtete in ſeinen männlichen Armen zu beruhigen und zu beſchützen. — „Was iſt Euch denn, Hedwig?“ rief er nach einer Weile, als das Mädchen ein wenig zu ſich gekommen war. „Gott ſei Dank, daß ich Euch finde! Ach, wenn Ihr wüßtet, Herr Matthias, was mir geſchehen iſt, als ich da zu Euch ging! Es muß doch etwas Böſes ſein, daß wir hier ſo allein mit einander ſprechen; denn ſo oft ich hergehe, begegnet mir immer etwas Unangenehmes; einmal erſchröckte mich der Herrſchaftshund, und heute . . .“

*) Die Karabelen (Säbeln) hießen größtentheils Zwower (Zemberger), weil ſie von dorthier kamen.

„Nun, und heute?“

„Verfolgte mich der Kammerdiener des Fürsten, Monsieur Lasleur, so daß ich kaum entfliehen konnte.“

„Monsieur Lasleur — sagt Ihr?“

„Ja; er verfolgt mich immer mit seiner Person, wo ich mich nur blicken lasse.“

„O! ich habe recht gut bemerkt, wie er mit seinen Katzenaugen nach Euch schielt. Aber das schenke, ich ihm nicht, und sobald ich den hergelaufenen Patron antreffe, gebe ich ihm eine Lektion, daß er den Appetit verliert, auf eine polnische Jungfrau zu lauern.“

„Ach, thut es nicht; er ist der Liebling des Fürsten.“

„Meinetwegen des Königs selbst! — ich schenk' es ihm doch nicht. Der Kerl möge sich hüten, einer Edlen zu nahen, einer Person, die mich mit ihrer Liebe beehrt.“ Er umarmte das Mädchen und schlug mit der markigen Faust auf den Griff seiner Karabela; das Edelmannsblut empörte sich in ihm; er besprach sich nicht lange mit dem Mädchen, und nachdem er sie bis in's Schloß begleitet hatte, ging er nicht in seine Wohnung, sondern spazierte, in Gedanken versunken, noch im Garten herum. Die Mütze schief aufgesetzt, sprach er ziemlich aufgereggt mit sich selbst, schleuderte mit den Händen um sich herum, und schlug mit dem entblößten Säbel die Stummeln des zugeschnittenen Spalieres ab. — Wie er nun so seinen Zorn an den schweigenden Bäumchen ausließ, rauschte etwas in den Blättern, und vor ihm stand Lasleur. Vom Mondlicht beleuchtet erkannten sie sich beiderseitig.

„Ah, seid Ihr es, Monsieur Sjemas?“ rief wie staunend der Kammerdiener. „Ich dachte nicht,“ setzte er höhnisch hinzu, „daß es dem Herrn Polen gefallen werde, die Nachtigall anzuhören, und einsam im Mondschein herumzutirren, während seine Kollegen im Schlosse bei vollen Bechern Ungarwein lärmende Gespräche führen.“

„Weil Ihr, mein Herr, von der Nachtigall anfängt, sag' ich's Euch gerade heraus, daß ich recht gerne ihren Gesang höre, daß ich's aber nicht dulde, wenn mich ein Uhu mit seinem Ragenschrei stört.“

„Ein Uhu — sagt Ihr, Herr? Ich versteh Euch nicht; wo habt ihr denn einen Uhu gehört?“

„Ich höre und sehe ihn in der Person des Herrn Kammerdieners Lasleur. Ich weiß recht gut,

hinter wem Ihr da schleicht; aber Ihr habt schlecht gewählt, Herr; hütet Euch, daß Ihr nicht auf Eurem Rücken meinen Säbel fühlt.“

„Was wollt Ihr damit sagen, Herr?“

„Das, Herr, daß ich Euch noch einmal ermahne, Euch in Acht zu nehmen, sonst schlage ich Euch die magern Füße ab.“

Der Herr Pole beliebte zu scherzen,“ sagte der Franzose in einem Tone, der seine Furcht verbergen sollte.

„Ich scherze nicht mit Dir, Du Vorzimmerwartender Abfall, der Du wie eine listige Schlange kriechst; Du hast schon längst bei mir eine Note — wehre Dich, oder ich haue Dir die Ohren ab.“

„Oho! nicht so eilig, mein theurer Herr Pole. Auch ich bin ein Edelmann, Herrchen, auch ich habe einen Degen an der Seite, und Ihr solltet auf Eurer Hut sein, um nicht zu spät einen unzeitigen Zorn zu bereuen, den ich überdies nicht begreifen kann.“

Auch der feurige Franzose wurde durch diese unerwarteten Reden erhit. Auf seine Fechtkunst sich verlassend, zog er seinen schmalen Degen, machte eine Parade und stellte sich in Attaque, zum Abschlagen der auf ihn zielenden Ausfälle bereit. Aber er hatte mit einem starken jungen Manne zu kämpfen, der — mit den Regeln der Fechtkunst unbekannt — nur ausholte, und so stark mit seinem Säbel auf den Degen schlug, daß er ihn sogleich entzweibrach. Wie er nun den Franzosen so vor sich entwaffnet sah, faßte er ihn beim Krage und belegte ihn recht ordentlich mit dem Säbel.

„Pardon!“ rief der schmerzfühlende Franzose, der des Scherzes schon genug hatte.

„Ich lasse Dich los, aber nur unter einer Bedingung.“

„Und die ist?“ fragte der Kammerdiener, der vergebens seinen Händen zu entchlüpfen suchte.

„Ich stelle Dir die Bedingung, keine Ursache mehr zu einer ähnlichen Unterredung zu geben, — sonst bereite ich Dir eine Suppe, die Du vor lauter Pfeffer nicht vertragen wirst!“

„Gut!“ sagte der Franzose unwillkürlich; aber der Pole ließ ihn noch nicht los. „Merk' Dir's, Ausländer!“ redete der junge Sjemas weiter — „Schweige von dieser Angelegenheit, denn sie geht nicht allein uns an. Die Person, die ich nicht

nenne, die Du aber sicher errathen wirst, ist mir allzuthuer, allzuheilig, als daß durch mich der geringste Makel auf ihren reinen Namen kommen sollte. Verstehst Du mich, Franzmännchen! Was mich anlangt, ich verschweige alles, und der Hof wird es durch mich nicht erfahren, daß der als Held verrufene Monsieur Lafleur, der berühmte Fechter, einen so unglücklichen Zweikampf mit einem polnischen Säbel bestanden hat."

Der Franzose versprach das heiligste Stillschweigen, worauf ihn Herr Matthias endlich aus seinen starken Händen losließ. Seiner Versicherung war in diesem Falle um so mehr zu vertrauen, da ihm selbst daran liegen mußte, nicht durch Bekanntheit dieses Vorfalls zum Gelächter der übrigen Hofdiener zu werden; denn er war ein Franzose, und lächerlich zu werden fürchtete der Franzose mehr, als den Tod. Deshalb war er auch nicht gesonnen mit einer Klage aufzutreten, aber er beschloß, heimlich ein Netz zu spinnen, und als dem fürstlichen Liebling mußte sich ihm hiezu manche Gelegenheit darbieten. Er richtete sich also den zerdrückten Krügen auf, und entfernte sich wie abgebrüht, mit herabhängender Nase.

(Schluß folgt.)

Seelenverkauf und Rache.

Was hier geschrieben ist, ist Euch zur Warnung geschrieben.

Heil. Schrift.

Die warme, milde Frühlingsluft strich säuselnd durch die grauen Locken des alten Gärtners Erich, der in seinem Garten an der Residenz mit neuem Muth und frischer Lebenskraft seinen harmlosen Berufsgeschäften oblag.

Er lüftete die Glasfenster der Frühbeete, und begrüßte mit freundlichem Wohlgefallen die erwachende Pflanzenwelt, vom rosig schimmernden Radieschen und maigrünem Schnittsalat, bis zu den genialisch aufstrebenden Keimen der leckern Tafelfrüchte; er schirmte die viel versprechenden Hyazinthen mit den Glocken, säuberte die knospenden Beilchen, puzte die Rosenstöcke, zugleich Harke, Spaten und Messer mit kunstgeübter Hand führend. Vor ihm auf dem lieblich ergrüntem und

mit unschuldigen Gänseblümchen geschmückten Rasenplatz, saß Marthe, die Gehülfin seines erfahrungsreichen Lebens seit fast funfzig Jahren, umsummt von den schadlos gaukelnden Bienen, das beste Bild ihres unermüdblichen Fleißes, die sich im Sonnenschein gütlich thaten; sie war beschäftigt allerlei Sämereien und Körner zum Verkauf auf dem Markte zu ordnen.

„Die Melonen haben wohl schön angefaßt, Vater?“ fragte sie.

„Sehr schön!“ war die Antwoet „es ist eine wahre Lust wie gut sich alles anfaßt.“

„Es läßt sich manches gut an in der Welt, und darnach — nun Gott sei Dank, daß der Winter wieder einmal überstanden ist, und diese schöne Zeit erlebt, die aller Herzen ergötzt!“

„Ja wohl, Marthe, und es ist eine große Gnade von Gott, daß er uns in unsern Jahren abermals seinen schönen Frühling erleben läßt, wo er alles sättiget mit Wohlgefallen! Das Herz geht einem ordentlich auf, wenn alles wieder anfängt zu grünen, zu saften, zu blühen, und jeder Wurm aus der Erde kriecht, sich seines kurzen Daseins zu freuen!“

„Ja — ja — Vater! der Wurm kriecht aus der Erde und wir werden — du lieber Gott — bald wieder in die Erde müssen, du lieber Gott!“

„Wenn auch, Marthe! ist es uns denn so gar gut gegangen, daß wir die Welt nicht vergessen könnten? Als unsre rüstigen Söhne das Schwert des Kriegers raubte, als sie kamen — bei uns an ihren Wunden zu sterben, als Röschen — doch daran will ich ja nie mehr denken! — nun als uns alles das und tausend Schmerzhaftes traf, wollten wir da nicht beide gerne sterben? —“

„Freilich! aber der liebe Gott hat den Schmerz nicht ewig gemacht, hat der Zeit viel lindernden Balsam, und seiner Erde viel Schönes gegeben. Wir, die unsere Kinder wohl versorgt wissen im Himmel, haben Blumen und Früchte auf der Welt; und so viel ist gewiß, wenn man den ganzen Winter hindurch so recht christliche Sterbensgedanken gehabt hat, und das herrliche Frühjahr kommt wieder zum Vorschein — Ostern — der grüne Donnerstag, wo die Beilchen selbst auf Gräbern blühen, und Biene und Käferlein summen und tanzen, da ist's doch nicht anders als wenn die Lust zum Sterben

rein vergangen wäre. Und gleichwohl fügt sich oft da auch am allerersten, daß plötzlich Freund Klapperbein unangemeldet vor einem steht!"

Marthe fuhr hier erschrocken zusammen, denn — als sie ein kleines Geräusch in ihrer Nähe jetzt veranlaßt hatte, aufzusehen, stand wirklich ein blasser, höchst leidend aussehender junger Mensch vor ihr, und sie fragte, beinahe ungewiß, ob ihr der nicht gar erschienen sei, dessen sie eben erwähnte, langsam:

„Was beliebt?"

Aber bald beruhigte sie der sichtbar kranke, vornehm gekleidete Jüngling, indem er zu erkennen gab, daß ihm hier in der Nähe der Stadt, die das Ziel seiner Reise sei, ein bedeutendes Unwohlsein überfallen, er daher das Rütteln mit der Eilpost nicht länger vertragen, und es gewagt habe, in diesen offenstehenden Garten zu treten, um sich einigermaßen zu erholen. Die gute Alte ward jetzt ganz so mitleidig und thätig wie sie stets bei anderer Unglück war. Sie erhob sich sogleich von ihrer Arbeit, führte den jungen Kranken zu einer Rasenbank und rief ihren Mann, bei ihm zu bleiben, während sie nach Arznei ins Haus eilen wollte. Aber Erich bemerkte in diesem Augenblick mit Schrecken, wie das Tuch, das der Jüngling fest auf die bleichen Lippen preßte, blutig war, und sagte zu Marthen: sie möchte lieber unverzüglich nach einem Arzt gehen.

„Um Gotteswillen, bleibt!" flehte der Erschöpfte „ich bin solchen Anfällen oft unterworfen, eine Stunde Ruhe ist alles was ich bedarf."

„Die soll Ihnen sogleich werden, junger Herr!" tröstete Erich, und seiner Frau winkend, führten beide jetzt den Kranken in ihre freundliche Wohnung. Bald darauf lag er entkleidet auf dem weichen reinlichen Lager, das ihm Marthe in möglichster Eil bereitet hatte. Er schien zu schlummern, aber es war nur sichtbar, daß seine Krankheit zunahm, ängstlich bewachte das gute alte Paar den Gast, unermüdt wetteiferten sie in Anwendung aller ihrer bekannten Linderungs- und Erquickungsmittel, in Fürsorge und Pflege.

So kam die Stunde der Mitternacht herbei, düster brannte die Lampe, Erichs Auge beschlich der Schlaf, Marthe betete leise, da richtete sich der schöne blasse Fremdling auf, sah mit matten, aber

bewußtvollen Blicken umher, und reichte seinen Verpflegern liebevoll die Hand.

„Gott möge Euch Eure Menschenliebe vergelten, Ihr barmherzigen Samariter!" sagte er schwach „aber werdet nicht unruhig über das, was ich Euch sagen muß — ich sterbe! —"

In meinem Taschenbuch findet Ihr genug Banknoten, um die Kosten meines stillen Begräbnisses zu decken — alles übrige gehört Euer. Ich habe keine nahen Verwandten! mein Tod wird niemand betrüben, und kein Auge Thränen bei meinem Grabe vergießen! —

„Lieber Herr," antwortete Erich mit tiefer Rührung, während Marthens Thränen schmerzlich flossen, „denkt doch nicht so verzagt. Ich habe meine eignen Söhne sterben sehn, möge Gott jetzt eine so traurige Begebenheit uns nicht wieder erneuern!"

„Nennt meinen Tod nicht traurig, guter Greis!" versetzte der Kranke „ich betrachte ihn als die größte Wohlthat Gottes, denn er macht mich vollkommen glücklich!"

„Nun, so geschehe der Wille des Herren!" sagte Erich gerührt noch „wohl Ihnen, daß Sie sich ihm unterwerfen. Haben Sie etwa noch einen Wunsch auf dem Herzen?" — „Keinen — als den, daß mir Gott meine Schuld vergebe, wie ich — vergebe meinen Beleidigern! Ihr werdet die Begebenheit meines Lebens von meiner Hand aufgezeichnet finden, Ihr werdet sehen, was mich so früh ans Grab gebracht hat. Eine Weile triumphirt das Laster auf dieser Welt, aber — der über den Wolken thronet, siehet und richtet! Ich tröste mich seiner Vergebung, denn der Ewige stärkte meinen Arm und machte ihn zum Werkzeug seiner Gerechtigkeit!"

„Soll ich Ihnen einen Geistlichen herbeiholen?" fragte Erich, sonderbar von diesen Worten ergriffen.

— „Es würde zu spät sein, denn meine Zeit — zählt nur noch nach Augenblicken. Glaubet mir, ich bin versöhnt mit Gott — durch den, der dem Tode die Macht nahm! diese Welt hat nichts mehr für mich, ich bat Gott, wenn er mir vergeben habe, mich sterben zu lassen unter dem Dach frommer gutgesinnter Menschen. Er hat meine Schritte zu Euch geleitet — ich bin erhört. —

Sein Engel nahet — dort wo keine Lasterhaften mehr die Unschuld herabwürdigen, sehe ich Dich wieder Luise! — Du winkst mit der Palme, geliebte Mutter!“ — Ein Schein, wie Verklärung, schwebte über das junge bleiche Antlitz, um die Lippen schwebte ein süßes schwärmerisches Lächeln, er bewegte sich noch einmal, hauchte den Namen Luise, und seine Seele war entflohn.

Im feierlichen und innigen Gebet fand der Morgen das gute Paar bei der Leiche des Fremdlings, den ihnen einige Stunden theuer gemacht hatten wie einen Sohn, und, als wäre er ihnen ein solcher, erzeigten sie ihm die letzte Pflicht der Liebe. In den Papieren, die er bei sich trug, war sein Name nur ganz einfach Carl bezeichnet; es ging daraus deutlich hervor, daß er den seiner Familie nicht bekannt machen wollte. Sein Vermögen, das er bei sich führte, hatte er denen vermacht, bei denen er sterben würde.

Die von ihm selbst aufgeschriebene Geschichte seines Lebens war die folgende.

„Indem ich diese Begebenheiten eines sehr früh ins Grab sinkenden Lebens zur Kenntniß anderer bringe, ist es überflüssig, den Namen, den ich führe, näher zu bezeichnen. Das Unglück — ich vermag nicht zu sagen das Verbrechen des Einzelnen — des Verlassenen soll das Glück — soll die Tugend seiner Familie nicht herabwürdigen; der fühlende Mensch wird seinem Mitbruder eine Thräne, seinem Andenken ein Gebet weihen, wenn er auch nicht weiß, daß eine Reihe von Ahnen ihm vorherging, deren Verdienste jetzt in Staub zerfallen sind wie seine Leiden.

Ich war das einzige, sorgsam erzogene, zärtlich geliebte Kind meiner Eltern. — Vorzüglich erinnere ich mich der vernünftigen, der unterrichtenden Liebe meiner Mutter zu einer Zeit, wo das Leben noch wie ein Traumbild mich jetzt anspricht, des glücklichen Alters, wo ihre Liebkosungen oder ihr Tadel die wichtigsten Begebenheiten desselben ausmachen; feltner sah ich meinen Vater, dessen Geschäfte, die mit Reisen verbunden waren, ihn oft von uns entfernten.

Einst begleitete ich meine Mutter zu einer öffentlichen Lustbarkeit, deren eigentlichen Bedeutung

ich mich nicht mehr erinnere; wir geriethen ins Gedränge, ein durchgehendes Gespann, das großes Unglück anzurichten drohte, ließ uns Sicherheit in der Flucht suchen, bis wir unbeeinträchtigt von der Gefahr, jedoch regungslos im dicksten Volkshaufen standen. Ich hatte mich in die schützenden Arme meiner Mutter geschmiegt, und erst als es wieder möglich war sich zu bewegen, fühlte ich, daß ich bei der Hand festgehalten war; ich sah hin, ein kleines freundliches Mädchen von etwa drei Jahren hatte sie umschlossen, und sein blondes Engelköpfchen lag an meine Brust gedrückt. Lachend zeigte ich meiner Mutter, daß sie mit mir zugleich die kleine Fremde beschützt hatte. Liebreich wie sie war, freute sie sich darüber, neigte sich zu dem Kinde herab, und fragte: „Wer bist Du liebes Mädchen?“

„Luise!“ war die Antwort.

„Aber wie kamst Du denn zu uns?“

„Ich weiß nicht? mir war so Angst!“

„War denn Deine Mutter nicht bei Dir?“

„Ich habe keine Mutter!“

„Nun — vielleicht Dein Vater? — Schwester? — Bruder — Dein Kindermädchen?“

Die Kleine schwieg, und schüttelte bei jeder Frage das Köpfchen. „Nun,“ sagte meine Mutter „Du mußt doch mit Jemand hergekommen sein?“

„Ja! mit der garstigen Frau Suse!“

„Ei! warum denn garstig, liebes Kind?“

„Sie schlägt mich immer, wenn ich hungrig bin! — ach! ich habe heute noch nichts bekommen! — und ich möchte recht gern essen!“

Dies war eine Appellation an meine Begriffe und selbst an das mitleidige Herz meiner Mutter, die nicht widerstehen konnte: auch wirkte sie plötzlich auf mein Mitleiden.

„Arme Luise!“ rief ich „komm mit uns zu Hause. Mamma wird Dir zu essen geben, und ich habe mir eine Tasse Milchthee auf den Ofen gestellt mit Semmelbröbchen, die sollst Du den Augenblick haben.“

Meine Mutter lächelte, führte Luisechen im Triumph an unsern Wagen, dessen Annäherung der Bediente gemeldet hatte, und die Kleine gefiel sich in diesem und bei uns so wohl, daß sie fröhlich ward und lachte und scherzte. Bei unserer Nachhausekunft erhöhte sich ihr Vergnügen, als wir sie aufs beste sättigten, und endlich als meine Mutter

andeutete, daß sie zurück zu den Ihrigen gebracht werden sollte, erklärte sie gerade zu, daß sie bei uns bleiben wolle. Ich aber war über die hübsche Gespielin so entzückt, daß ich eben so bestimmt mich weigerte, sie wieder von mir zu lassen. Meine Mutter sah sich von dem Augenblick an genöthigt, uns zu gewähren; aber nachher blieben alle ihre Nachforschungen nach Frau Euse, die das Kind so wenig als ihre Wohnung näher bezeichnen konnte, umsonst, und niemand wollte bei der öffentlichen Bekanntmachung etwas von der Verlorenen wissen. Bald würde sich auch meine Mutter eben so unglücklich gefühlt haben als ich bei einer Zurückforderung des reizenden Geschöpfes, das mit der lebhaftesten Neigung an uns hing; sie hatte sich immer eine Tochter gewünscht; jetzt schien es als sei ihr eine solche gegeben, deren zärtliche Liebkosungen zu ihrem Herzen redeten. Anfangs schien sie das Urtheil ihres Gemahls über Luise zu fürchten, allein — er lächelte gefällig und freundlich auf ihren Schützling, und würdigte das schöne Kind mancher süßen Schmeichelei, die meine vortreffliche Mutter sehr glücklich machte.

„Sie heißt Luise, mein Louis!“ pflegte sie dann oft zu ihm zu sagen, „schon weil sie Deinen Namen führt, muß ich sie lieben!“

Und dann neigte sich allemal mein Vater mit Rührung auf ihre Hand und küßte sie. — Mir war es immer als würde er glühend roth dabei!

Wir Kinder nahmen nun die Liebe unsrer Mutter auf gleiche Weise in Anspruch; als mich die vier Jahre, die ich vor Luise voraus hatte, von ihr zu den Lehrstunden unter männlicher Aufsicht entfernten, behielt sie meine Mutter bei sich, unterrichtete sie selbst, entwickelte ihren frühzeitigen Verstand, bildete ihr junges Herz, und übertrug so viel als möglich ihre schöne Seele in diese zarte. Ich übergehe diese seligste Zeit unsers Lebens, wo Ernst und Scherz uns vereinte, wo jedes das andere mehr liebte als sich selbst und wo sich Luise's vortheilhaft entwickelnde Jugend mir in der ganzen Welt nichts schöneres zeigte, als sie. Zwölf Jahre war das geliebte Mädchen, da begann mit dem Tode meines Vaters das Unglück, so uns nachher getroffen hat. Der unendliche Schmerz meiner Mutter, die ihn über alles liebte, machte einen noch heftigern Ein-

druck auf mich, als selbst der jammervolle Zustand meines Vaters, der vom Schlag getroffen, sprachlos und entkräftet mit Tod und Leben rang, und endlich in dem fruchtlosen Bestreben meiner Mutter irgend etwas von hoher Wichtigkeit entdecken zu wollen — den Geist aufgab. Sein Tod veränderte unsre Verhältnisse wenig, wir bemühten uns, Luise und ich, unsre tief gebeugte Mutter zu trösten, so gut wir es vermochten, allein dieses liebende Gemüth, überlebte den Verlust des Geliebten nicht lange, eine Auszehrung raffte auch sie dahin, und da sie, nach Art dieser Krankheit ihr Ziel nicht so nahe geglaubt hatte, war sie entschlummert, ohne für das Geschick ihrer so sehr geliebten Luise Sorge getragen zu haben. Mir war der älteste Bruder meines Vaters, ein finsterner strenger Mann, dessen Härte kein häusliches Leben gemildert, der weder Liebe noch Freundschaft je gekannt hatte, zum Vormund ernannt worden; er that mich in die Kostschule zu einem Professor auf einer entfernten Universität. Aengstlich forschte ich nach Luise's Schicksal, ehe wir uns trennten.

„Was geht Dich Luise an?“ sagte er mürrisch, „sie wird versorgt werden, wie sich für sie gehört.“

Und ach — wir wurden von einander gerissen, ohne daß uns der Trost blieb, etwas von einander zu erfahren.

Aber desto stärker und heiliger ward unsre Neigung zu einander, und ich versprach dem trostlosen Mädchen bei dem Andenken meiner Mutter sie aufzusuchen, und zu versorgen, wenn ich Herr meiner Handlungen sein würde. Ich reiste ab zu meiner Bestimmung und von diesem Augenblick war Luise so gut als todt für mich, obgleich ihr Andenken unwandelbar in der Tiefe meiner Brust stand, denn kein Bitten und Flehen konnte den Dheim bewegen, mir zu sagen, wo er sie hingebracht habe, bis endlich auch sein Grab sich über dieses Geheimniß wölbte, von dem mein Glück, meine Ruhe abhing. Um diese Zeit hatten mich die Geseze mündig gesprochen, und so war ich Herr meines Vermögens und Vornehmens. Meine Studien waren vollendet, und mit Erfolg ausgezeichnet, der Weg zu Amt und Ehre lag einladend und offen vor der wohl angewendeten Jugend. Aber eh ich ihn benutzte und einschlug, dachte ich nur daran, den Vorsatz auszuführen, der mit mir

erwachsen war, das Versprechen zu erfüllen, das ich Luise gab; sie mußte aufgesucht werden, und — o das Entzücken, mit ihr wollte ich etwas theilen, was mir der Himmel gegeben hatte.

So eilte ich an den Ort, wo ich Luise verlassen hatte, allein umsonst verschwendete ich Geld, Zeit und Mühe auf Nachforschung. Ach! — alles war vergebens! mein Oheim hatte sie mit undurchdringlicher Nacht umhüllt, niemand wußte, wo sie geblieben war, und mit kummervollem Herzen mußte ich zurückkehren zu meiner Bestimmung, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß sie da nicht mehr vorhanden sei, wo wir uns trennten.

Eines Tages besuchte ich bald nach meiner Rückkehr die Kirche. Einer der beliebtesten und herrlichsten Kanzelredner trat auf; sein herzergreifender Vortrag lud die gefallenen Sünder, die Verirrten, die unglücklichen Opfer der Verführung zur Umkehr, zur Reue, zur Besserung und Bekehrung ein, er verhiess ihnen das ewige, durch die Veröhnung erworbene Heil, und umglänzte ihr Sterbette mit der Herrlichkeit der väterlichen Erbarmung Gottes. Obgleich noch gut stehend mit meinem Gewissen, fühlte ich mich doch höchst gerührt — da ward hinter mir in der dunkelsten Ecke des Ganges, in dem ich stand, ein herzerreißendes Schluchzen laut, das durch mein Innerstes schauerte, ich wandte mich, und bemerkte ein Mädchen, in feiner aber bürgerlicher Kleidung, das von der Bank herab auf die Knie geglitten war, und eben verstummte ihr Weinen von der Ohnmacht, die sie anwandelte. Ich sah das blasse Gesicht in ihre Hände, und sie selbst vorwärts sinken, da ergriff und führte ich sie hinaus in die noch leere Halle, und ließ sie auf einen Sitz nieder.

Sie erholte sich, sie erhob das Gesicht zu mir,

Die schöne Hand.

Beteilt im hellen Saale

War man im bunten Kreis

Bei dem Sylvestermahle,

Wo? ich jetzt nicht mehr weiß.

Ich saß am Tisch und dachte —

An was? an ein Gedicht;

Da fiel mein Blick ganz sachte —

Nach links? da fiel er nicht;

auf das gerade jetzt ein hereindringender Sonnenstrahl fiel und sagte matt:

„Ich danke Ihnen, mein Herr!“

O Himmel! welche Stimme, welche Züge — es war — ja es war meine Verlorne! es war Luise!

„Luise!“ rief ich mit der stürmischen Freude, die mein Herz durchglühte, „Luise bist Du's! ja, ja Du bist, die ich so lange vergebens suchte! — o Gott sei Dank! daß ich Dich wieder habe.“

Ich wollte sie umfassen, aber sie stieß einen schmerzlichen Schrei aus, mit der Hand nach ihrem Herzen fahrend als sei es eben durchbohrt — sie ward noch bleicher als zuvor, sie stand auf und trat zurück.

„Um Gottes Willen — lassen Sie mich — ich bin nicht Luise!“ stammelte sie mit todesblaffen Lippen.

„Zu was denn diese Verstellung!“ rief ich erschrocken „ich bin ja Carl — — unter Tausenden würde ich Dich kennen, und Du? — warum willst Du Deinen Jugendfreund verläugnen? o! ich habe Dich mit Angst und Schmerzen gesucht, und Du nur fehlst mir zu meinem Glück, ich bin reich, bin unanhängig, und was ich besitze ist auch Dein, Liebste Luise! erkenne — verlasse mich nicht mehr!“

Je mehr ich also sprach, je heftiger flossen ihre Thränen, endlich hob sie noch einmal den Blick zu mir auf, und flehte mit den weichsten Tönen ihrer schönen Stimme: „Lassen Sie mich, ich beschwöre Sie! ich bin — ich kann nicht Ihre Luise sein!“ hier füllte sich die Halle mit Menschen und im Gewühl war mir das Mädchen verschwunden.

(Schluß folgt.)

Er fiel zur rechten Seite

Nach einer schönen Hand,

Die in geringer Weite

Lag auf des Tisches Rand.

Ich dachte hin und dachte her

Das rechte Wort zu finden,

Doch blieb der Kopf mir immer leer

Nichts wollte sich verbinden.

Denn kaum hatt' ich etwas erkannt

Und glaubt' es schon gefunden,

So war der Blick dahin gebannt
 Und Alles war verschwunden.
 Das Händchen war so schön und rund
 Mit allerliebsten Grübchen,
 Ich sah mir bald die Augen wund
 Und dachte an's Bielliebchen.
 Die Fingerchen so rosenfarb,
 Mit schönen blauen Adern,
 Daß mir das Wort im Mund erstarb,
 Ich fing an zu salbadern.
 Da rief's zur Seite: he geschwind,
 Den Dank für unsre Gäste!
 Das fuhr mir wie ein kalter Wind
 Durch Ohren, Rock und Weste;
 Ich dachte: dichten sollst du ja,
 Das ist ja ganz verdammet,
 Denn immer lag das Händchen da
 Mit seinem weichen Sammet.
 Ich wand die Blicke nun nach links
 Das kostete zwar Mühe,
 Jedoch ein Weilschen nun da ging's:
 Da kam die Bratenbrühe.
 Versteht sich muß ich nun galant
 Auch drehn mein dummes Köpfschen,
 O weh, da kam die schöne Hand
 Auch an das Suppenäpfschen.
 Und wie nun gar am Tellerrand
 Sich Hand und Hand berührte,
 Da war es aus mit dem Verstand,
 Dahin er galoppierte.
 Denn Dichtung, Finger, Kopf und Hand
 Das Alles schwamm zusammen,
 Herz und Gemüth, ja Alles stand
 In vollen, vollen Flammen.

Noch einige Worte über den Dichter Raupach.

er Dichter Ernst Raupach, dem in der Abend-Zeitung Nr. 23 einige Worte gewidmet sind, ist auch von seinen Neidern und Verfolgern vielfach erwähnt worden. Man hätte glauben sollen, jetzt, da er ihnen nicht mehr im Wege steht, würden sie wenigstens seine Asche in Frieden ruhen lassen und seine Grabstätte nicht mit Gift und Galle besudeln. Es war dieser Glaube ein Irrthum gutmüthiger Herzen, welche keine Ahnung davon haben, wie Haß und Groll, hauptsächlich aber gekränkte Eitelkeit in Spiel ist, die wie Unkraut fortwuchert. So findet man in vielen Zeit-

Da tippt es mich schon wieder an,
 Ich sah mich um ganz schüchtern,
 „Allons, das neue Jahr bricht an!“
 Da ward ich wieder nüchtern.
 Ich rief: ja ja! 's ist mir bekannt,
 Ich kenne meine Pflichten!
 Da aber, Freund, sieh nur die Hand
 Da mag der Teufel dichten.“
 Doch setzt ich mich in Possitur,
 Du darfst dich nicht blamiren,
 Gleich schlägt des neuen Jahres Uhr,
 Du kannst nicht retiriren.
 Ich suchte nun so da und hie
 In meinem Kopf zusammen,
 Was etwa noch von dem Genie
 Gerettet aus den Flammen;
 Vielleicht thut sie die schöne Hand
 Indessen wohl bei Seite,
 Grad aus die Augen nach der Wand,
 Den Blick hinaus in's Weite.
 Keck stand ich auch nun an dem Tisch
 Und klimperte am Glase,
 Still war nun Alles wie ein Fisch
 Und guckt nach meiner Nase.
 Doch ach, ich armes Unglückskind,
 Wie ich nun griff zum Weine
 Ward mir das rechte Auge blind
 Vom Rosafingerscheine;
 Fort war Genie, fort der Verstand,
 Ich such' in allen Ecken,
 Das Händchen hat ich in der Hand —
 Die Rede blieb mir stecken.

Am Sylvesterabend.

Gustav Karl.

schriften ihn noch immer unter höhnischen Bemerkungen und Herabwürdigungen seiner Talente erwähnt, ja, da er außer dem Namen Ernst auch die Benjamin Salomo führt, will man daraus mit unverkennbarer Herabwürdigung seine jüdische Abkunft herleiten, obgleich sein Vater zu Staupitz bei Liegnitz Prediger der dortigen christlichen Gemeinde war. Da in den Kalender so viele jüdische Namen aufgenommen worden, so hat man kein Bedenken getragen, manche derselben bei christlichen Tausen den Täuslingen beizulegen, und es ist keinem eingefallen, daraus gegen alle gesunde Logik eine Abstammung von den Israeliten herzuleiten. Blinder Eifer thut nicht gut. Der berühmte Ober-Consistorialrath Teller in Berlin, einer der aus-

gezeichneten Theologen, gleich hochgeachtet wegen seiner gründlichen Kenntnisse als seines unerschütterlichen Muthes bei Vertretung dessen, was er für wahr anerkannt hatte, der sich selbst unter dem Ministerium Wöllners nicht scheute, gegen dessen Muckerthum und Religionsedikte sich offen zu erklären, ein Geistlicher, auf dessen Lebenswandel auch nicht der mindeste Makel ruhte, hieß Abraham. Er stammte aber bekanntlich aus einer christlichen Familie und man würde damals den, der in ihm wegen dieses Namens einen Abkömmling des historischen Abrahams im alten Testament hätte erkennen wollen, einen Narren genannt haben.

Am wenigsten aber hätte man von Herrn H. Heine eine derartige Aeußerung über Raupach erwarten sollen: „er habe hölzerne Eingeweide“ was jetzt vielfach zu lesen ist, da Raupach nie mit ihm in seinen literarischen Erzeugnissen rivalisirt hat. Es liegt daher in dieser pöbelhaften Aeußerung nur die Gemeinheit eines verbissenen Gemüths, dessen Eigendünkel alle Grenzen selbst des größten Charlatans überschreitet. Uebrigens ist es sehr gleichgültig, wie die Eingeweide des Herrn H. Heine beschaffen sind, wahrscheinlich wie bei allen Menschen, weiß Glaubens sie auch sein mögen und nur, je nachdem sie in einen nicht normalen Zustand ge-

rathen sind, mehr oder minder leidend; aber es bleibt eine Absurdität, von Jemanden mit frecher Stirn zu versichern: er habe hölzerne Eingeweide. Etwas anderes ist es mit dem Herzen, da zeigen sich der Welt manche Symptome, so daß man darüber ein richtiges Urtheil fällen kann. Sollte nicht Herr H. Heine einen giftigen Polypen im Herzen haben? der Polyp im Herzen ist ein unheilbarer organischer Fehler, der mit den Jahren so wächst, daß er das Herz zersprengt. Sollte dieser Fall eintreten, so wird man, im Gegensatz zu Raupach, statt ihm seine Verdienste und Talente zu schmälern, ihn mit über großen Lobeserhebungen überschütten. Diese Lobhudeleien sind aber nichts weniger als ehrenvoll für den Dahingeshiedenen, denn sie werden ihn von dem literarischen Proletariat gezollt werden, dessen Angriffe stets ein Lorbeerzweig in den Kranz derjenigen sind, welche ihrer Ehre wegen mit ihm nichts gemein haben wollten. Wenn Herr C. F. G. Müller in seinen Lesefrüchten im Felde der neuesten Literatur dieser Invective einen Platz eigeräumt hat, so scheint er, wie schon vielfältig, einen Mißbegriff bei seinem Lesen gemacht zu haben, denn diese Lesefrucht ist offenbar nur Unkraut.

— h —

Feuilleton.

Kammern oder nicht Kammern? — Das ist die Frage. Die neueste Berliner Morgenzeitung „die Zeit“ hat in einigen ihrer Blätter die Beantwortungen dieser Frage, und zwar alle drei in Versen, von drei verschiedenen Verfassern geliefert. Sie sind gewissermaßen so charakteristisch, daß sie, da sie in dieser Zeitung in beträchtlichen Zwischenräumen erschienen sind, wohl verdienen, der Reihenfolge nach zusammengedruckt zu werden.

(Eingesandt.)

Auch eine Petition,

darüber zur Tagesordnung zu gehn.

Und wenn ich Friedrich Wilhelm wär',
Bei Gott ich würd' es wagen,
Mit alter Macht, mit altem Recht
Die Königskron' zu tragen.

Da sitzen sie, da reden sie,
Um Lanzen nur zu brechen,
Da hört sich Jeder gar zu gern
Als Redner selber sprechen.

Da braucht man wohl viel Geist und Wiß,
Den Gegner daß zu schrauben,
Doch Niemand langt dem Volk herab
Der Nothdurft hohe Trauben.

Ja Recht' und Linke thun sich gar
Vertraulichst mal zusammen,
Den Wunsch des Königs, ihres Herrn,
Einmüthig zu verdammen.

Ist das die Art, auf wilden Baum
Ein edles Reis zu pflropfen?
Zahlt dafür jedem Herrn das Land
Täglich drei — Schweißestropfen?

Ach, Recht' und Linke falt' auch ich,
Daß bald es besser werde,
Und solcher Kammern Thun nicht mehr
So Land wie Thron gefährde.

Und wenn ich Preußens König wär',
Bei Gott ich würd' es wagen,
In alter Weis', mit altem Recht
Die Königskron' zu tragen.

Ein Landeskind.

(Gingefandt.)

**Eine Petition, worüber nicht zur Tages-
ordnung zu gehen.**

Ein Landeskind im Preußenland
Bei Gott! spricht nicht von „wagen“,
Daß unser König seine Kron'
In aller Macht soll tragen.

Es spricht: in Ueberrumpelung,
Mitleid und frommem Herzen
Führst Du uns constitutionell,
Das macht uns Allen Schmerzen.

Man braucht nicht vielen Geist und Wiß,
Dies Unglück hart zu fühlen,
Man höre nur, wie Kammer — Herr'n
Das Edelste durchwühlen.

Wenn unser König es nur wüß',
Wie seine Kinder jammern,
Er schicke schnell zum Kuckuk hin
Die Unpreuß'sch-Preuß'schen Kammern.

Ein edler Stamm, von Gärtners Hand
Geheget und gepfleget,
Das war das schöne Preußenland,
Eh' Buben es erreget.

Die Recht' und Linke falten wir,
Und bitten Gott und König:
Daß sie den Kammereschwindel hier
Noch heut verbannen ewig.

Bei Gott! mein König, mach' ein End',
Laß meine Bitt' Dich rühren;
Die Rechte nicht, die Linke nicht,
Nur Du, Du mußt regieren.

Und kommt dann mal 'n achtzehnter März,
Wo Buben raisonniren,
So schicke sie zum Teuffelmann,
Der wird sie schon kuriren.

Der weiß wo Barthel Most schenkt Wein
Und weiß die Lumps zu fassen,
Und wird dann den 19ten März
Nicht wieder tagen lassen.

Ein ungelehrtes Preußenkind.

(Gingefandt.)

An das ungelehrte Preußenkind.

Es stimmen Millionen Preußen
In deine Petition mit ein,
Die es im wahren Sinne heißen,
Und ächte Preußen wollen sein.

Noch denken sie der tapfern Ahnen,
Sind stolz, wie sie in schwerer Zeit
Sich um die schwarz und weißen Fahnen
Zum Kampf, vom Sieg belohnt, gereiht.

Doch waltete durch alle Gauen
Ein Zeitgeist, nicht ein Schreckensbild,
Wie jetzt, das nur mit Schreck und Grauen
Ein unverdorbenes Herz erfüllt.

Wie hat sich Alles umgestaltet
Nach fluchbeladenem Monat März,
Wo Aufrehr und Verrath gewaltet;
Ein Dolchstoß durch des Biedern Herz.

Das Volk senkt traurig seine Blicke,
Und denket unter Seufzern dann
An seines großen Friedrichs Krücke:
Ein wunderthät'ger Talisman.

Doch einen Trost kann nichts ihm rauben,
Der seinen finstern Blick erhellt,
Es ist der kindlich fromme Glauben,
Ein Gott lenkt das Geschick der Welt.

Ihn wird die Noth des Volkes jammern,
Das ihm, dem Thron, der Heimat treu,
Und er zerstreut dann beide Kammern
Nach rechts und links wie leere Spreu.

Und nach dem schwer erslickten Grimme
Lebt wieder auf Vertrau'n und Muth.
Hier ist des Volkes — Gottes Stimme.
Sein Wohl in milder Hand nur ruht.

Und an dem blauen Ostseestrande,
Selbst an dem rebenreichen Rhein,
Wird des Verraths und Aufruhrs Schande
Vertilgt durch „Gottes Gnade“ sein.

(Schluß folgt)

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.